Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 24 (1948-1949)

Heft: 6

Artikel: Kleine Erlebnisse, die mich zu Tränen rührten : Ergebnisse einer Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069326

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleine Erlebnisse, die mich zu Tränen rührten

Ergebnisse einer Rundfrage

WOHER? WOHIN?

Im Sommer sehe ich hin und wieder vom Ufer des Zürichsees aus ein Ledischiff seeauf- oder seeabwärtsfahren. Ich vernehme das regelmäßige, leise Surren des Motors. In gerader Linie gleitet das Schiff jeweils dahin. Ein an sich gewiß belangloser Anblick. Aber jedesmal überkommt mich dabei ein eigenartiges Gefühl; wie von einer höhern Macht berührt, muß ich stehen bleiben, und oft füllen sich meine Augen mit Tränen. Ist es, weil mir das graue Schiff als Symbol des Lebensschiffes erscheint? Ich sehe nicht, woher es kommt, weiß nicht, wo es landet, es taucht von irgendwoher auf und verschwindet wieder in der dunstigen Ferne. Doch der Weg ist vorgezeichnet. Mir ist, als hätte ich durch ein Fenster einen Blick getan in die Rätselhaftigkeit des Lebens. ***

UNERWARTETE ERGRIFFENHEIT

Mein Beruf als europäischer Generalvertreter einer amerikanischen Weltfirma führt es mit sich, daß ich auf meinen verschiedenen Reisen fast ausschließlich in Hotels 1. Ranges logiere.

Kürzlich war ich mit einer Sitzung in Bern früher fertig, als ich erwartet hatte, und es überkam mich die Lust, ein währschaftes Gnagi zu mir zu nehmen. Um sicher zu sein, das Gewünschte zu erhalten,

schwenkte ich in eine der zahlreichen Wirtschaften an der Aarbergergasse ein, die hauptsächlich von Bauern benützt werden. Ich hatte aber meinen Appetit überschätzt. Fast die Hälfte der Portion blieb auf dem Teller liegen. Als ich bezahlte, warf die Serviertochter einen raschen Blick auf das erst halb aufgegessene Wädli und sagte: « Heit dr nid alles möge? de will i's ypacke. » Und schon hatte sie ein Packpapier am Buffet geholt und mir das Liegengebliebene überreicht.

Ich muß gestehen, so lächerlich es klingt, in diesem Augenblick überflutete mich eine Welle von heißester Vaterlandsliebe, und etwas würgte mich im Hals.

***

TROTZDEM

Vor einigen Jahren erhielt ich vom Roten Kreuz die Aufforderung, unsern « Franzosenjungen » am Bahnhof abzuholen. Ich ging mit gemischten Gefühlen, überlegend, ob wir auch imstande seien, das zu halten, wozu wir uns durch die Aufnahme eines fremden Kindes in unserer Familie verpflichtet hatten. Wie, wenn der Knabe verzärtelt war? Wie würde er auskommen mit meinen drei wilden Kindern, die alles mögliche vorkehren, daß niemand ihre innersten Gefühle ans Tageslicht zerren kann? Sie waren früh an Selbständigkeit gewöhnt und wurden stets dazu angehalten, Leid und — wenn es nicht anders ging — auch erlittenes Unrecht tapfer zu tragen.

Der sechsjährige Jean, mit dem ich dann den Heimweg antrat, verstreute meine Bedenken. Alle Strapazen des Krieges hatten nicht vermocht, die Merkmale von Willenskraft und Entschlossenheit aus seinem sympathischen Gesicht zu verdrängen. Meine Buben waren begeistert, und « Schängel » war ein prächtiger Spielkamerad, trotz all seiner Wildheit und trotz seines südlichen Temperaments. Er war irgendwie vom gleichen Holz wie meine Kinder und hatte nie Heimweh.

Bei kleinen Botengängen erhielt Jean oft einige Batzen als Belohnung, die er in einem Kässeli aufbewahrte; das war sein Ein und Alles. Immer wieder zählte er das Geld, fragte wohl hundertmal, wieviel das nun in französischen Franken ausmache und malte sich die Freude seiner Eltern aus, wenn er es ihnen nach Hause brächte. — Erst als der Tag der Abreise herannahte, wurde er merkwürdig still. Wir fürchteten Tränen, aber Jean weinte nicht.

Ich brachte ihn samt seinen Habseligkeiten zum Bahnhof. Sein geliebtes Kässeli trug er in der Manteltasche, die kleine Faust fest darum geschlossen. Der Wartsaal war angefüllt mit seinen Reisegefährten und deren Pflegemüttern. Welch Weinen und Schluchzen ohne Ende. Ich sah auf unsern «Schängel». Seine großen, dunklen Augen trafen meine, und ich wußte: Wir beide würden nicht weinen.

Einige Rotkreuz-Schwestern kontrollierten Gepäck und Proviant und fragten dabei nach Bargeld. Nun erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß unter keinen Umständen Geld mitgenommen werden dürfe. Die Schwester sah meine Verlegenheit, mußte aber darauf bestehen, daß der Kleine seinen wohlbehüteten Schatz mir abgebe.

« Schängel », sagte ich, « du mußt dein Geld hier lassen. Sieh, die Schwester hier sagt es, und die andern Kinder dürfen auch kein Geld haben. Ich bewahre es dir auf, bis ich es dir einmal schicken kann. » Langsam kam «Schängels» Faust aus der Manteltasche. Wortlos streckte er mir sein Kleinod hin. Er sagte kein Wort, nur seine

Augen redeten. Auch ich brachte keine Silbe heraus.

Als es Zeit war, führte ich den tapfern «Schängel» zum Bahnwagen. Das Abfahrtssignal ertönte, alles rief, schrie und weinte, nur wir beide waren still, ließen einander aber nicht aus den Augen, bis der Zug in der Ferne entschwand.

Zu Hause war es mit meiner Beherrschung aus. Als ich meinen Kindern erzählte, wie es unserm armen « Schängel » ergangen sei, da heulten sie laut auf, und auch ich wehrte meinen Tränen nicht mehr.

***

EINE HUNDEGESCHICHTE

Olli war ein graubraunes Hundefräulein. Zürcher Straßenmischung, dreiviertel Schnauzerli, mit den ausdrucksvollsten braunen Augen, die je ein Hündlein gehabt hat. Wir holten sie uns in der Badenerstraße, weit, weit hinten, als sie etwa ein Jahr alt war und nahmen sie, per Tram und Eisenbahn mit uns nach M. am Zürichsee, halbwegs Rapperswil.

Sie gewöhnte sich schnell an uns, sprang einem gern auf den Schoß und fraß mit Appetit. So ließen wir sie bald frei laufen. An einem schönen Frühlingstage aber war sie plötzlich verschwunden; vergeblich suchten wir sie im ganzen Dorf, niemand hatte das Hündlein gesehen. Am Nachmittag rief man uns aus der Badenerstraße an, Olli war dort eingetroffen! Schon mittags war sie angekommen, hatte den langen Weg am See und durch das Gewirr der Zürcher Straßen in zwei Stunden zurückgelegt. Und wie hatte sie sich durchgefunden? Eine Leistung, die unserm stumpfen menschlichen Ortssinn unbegreiflich erscheint. Wir holten sie uns wieder, und nun sah sie ein, daß sie zu uns gehörte und attachierte sich bald in der zärtlichsten Weise an die ganze Familie.

Olli hatte nur einen Fehler — sie war weiblich! Wir wohnten auf dem Lande in einem Haus, das fünf Ausgänge und einen Garten hatte, der allen verliebten Hunden des Dorfes zugänglich war — die großen sprangen über das Tor, die kleinen krochen unter der Hecke durch. Der Gärtner war in Verzweiflung. — Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen bekam Olli Junge der fürchterlichsten Mischung. Langsam reifte der Entschluß, sie zu verschenken.

Drei Jahre war sie bei uns gewesen, dann kam der Tag, da wir sie zu einer befreundeten Familie im Dorfe brachten, deren Kinder sich schon lang grad ein solches Hündli, wie die Olli es war, gewünscht hatten. — Olli konnte es nicht verstehen — sie schaute uns traurig nach. Einige Tage darauf kam sie schwanzwedelnd wieder bei uns an. Sie wurde geholt und im neuen Heim angebunden gehalten. Eine Woche später war sie wieder da. Nun hieß es streng sein. Ich schalt sie aus, wies sie fort und ging nach oben, meinen Hausgeschäften nach. Zwei Stunden später war es mir gelungen, meine Gedanken an das « verstoßene Kind » zu verscheuchen, ich trat auf den Balkon, meinen Staublappen auszuschütteln und — mein Blick traf Olli, die unten vor der Türe saß, im Regen, still und geduldig. Als sie mich erblickte, ging der Schwanz so freudig wedelnd hin und her, und ihre Augen sahen mich so freudig und so bittend an, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten und ich mich in meinem Zimmer aufs Bett warf und weinte wie jemand, der eine schwere Schuld auf sich geladen hat.

Wir blieben hart. Olli hat sich dann an ihr neues Heim, wo sie es gut hatte, gewöhnt und uns später manchmal mit ihrem neuen Herrn besucht. Aber noch jetzt steigen mir die Tränen hoch, wenn ich an jenen Blick von Olli denke. ***

O CHÖNNT I NAMAL ZRUGG...

Ich habe besonders Freude an schweizerdeutschen Gedichten. Ein Gedicht, das mich immer wieder rührt, ist das von William Wolfensberger. Immer wenn ich die Anfangszeile lese:

« O chönnt i namal zrugg und hei,
zum Vatter zrugg i eusers Huus ... »

so erfaßt mich eine tiefe Traurigkeit.

Dieses Gefühl kann sich nicht auf meinen Vater beziehen, denn dieser lebt noch. Es erinnert mich wahrscheinlich an den Vater im Himmel, dessen Haus wir dadurch verlassen haben, daß wir auf diese Welt gekommen sind, ohne die Sehnsucht nach unserer Urheimat je zu verlieren.

***

DAS ALLERWICHTIGSTE

Als wir zum erstenmal nach dem Krieg wieder nach Italien kamen, es war im Jahr 1945, besuchte ich in Mailand ein ehemaliges Dienstmädchen meiner Mutter, das jahrelang in unserem Hause geblieben war und auch noch als verheiratete Frau tagsüber zur Aushilfe kam. Nach dem Ersten Weltkrieg zogen meine Eltern von Mailand fort in die Schweiz. Meine Mutter blieb mit dem Mädchen jahrelang in schriftlicher Verbindung, die erst während des Zweiten Weltkrieges abbrach. Deshalb bat sie mich, als wir nach Mailand fuhren, die « Antonietta » (so hieß das Mädchen) zu suchen und mich zu erkundigen, wie es ihr gehe.

Ich fand sie denn auch schließlich, nachdem wir es schon beinahe aufgegeben hätten, in der hintersten Dachkammer eines bombenbeschädigten Riesenwohnhauses. Wir erkannten uns sofort, obgleich wir uns jahrzehntelang nicht mehr gesehen hatten. Ich fand sie sehr gealtert, sie schien kleiner geworden, war schrecklich dünn und mager und humpelte mühselig in dem halbdunklen Raum herum. Ihr Mann war schon vor dem Krieg gestorben, und sie hatte die Ersparnisse aufgebraucht, obgleich sie weiterarbeitete, solange es ging. Jetzt war sie über achtzig Jahre alt, und es ging beim besten Willen nicht mehr. Den letzten Winter hatte sie ohne Heizung in ihrer Kammer verbracht, die Fensterscheiben waren durch Karton ersetzt, und Regen und Schnee sickerten durch das beschädigte Dach herein. Schließlich konnte sie nicht mehr ausgehen, so sehr schmerzten sie alle Glieder, und war auf die Hilfe einer Nachbarin angewiesen. Sie ernährte sich hauptsächlich mit Suppe und Brot, hin und wieder reichte es zu einem Stückchen Käse. Das erzählte sie auf meine Fragen, ohne zu jammern, einfach die Tatsachen berichtend. Dann nahm sie meine Hand und fragte nach unserer Familie. Sie vergaß keines, sie wollte von jedem genau wissen, was es treibe und wie es ihm gehe. Zuletzt schaute sie mir in die Augen und fragte:

« Sie sind ja jetzt verheiratet, ist Ihr Mann lieb zu Ihnen? », und als ich nickte, fuhr sie fort:

« Habt Ihr Euch lieb? Seid Ihr gut zueinander? » Ich nickte wieder, sie aber

schaute mich forschend an, ob es auch wirklich so sei und erklärte abschließend:

« Sich liebhaben und einander verstehen, das ist nämlich das Allerwichtigste im Leben. »

Diese Worte, von dieser Frau gesagt, am Ende eines harten Lebens, inmitten von Mühsal und Not, haben mich so erschüttert, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte. ***

BLECHMUSIK

Ich gehöre zu den « Gebildeten », habe ein Maturazeugnis in der Tasche, durfte eine gute musikalische Ausbildung genießen, spiele das Mendelssohn- und Beethoven-Violinkonzert, bevorzuge unter den Komponisten Händel, Bach und Beethoven — und doch rührt mich eine Soldatenmusik, die durch die Stadt marschiert, zu Tränen, obwohl ich sonst nicht rührseliger Natur bin und schon viel gespottet habe über Frauen, die bei jeder Gelegenheit das Taschentuch hervorholen. Warum? Vielleicht denke ich dabei, ohne es zu wissen, daß die Soldaten im Notfall fürs Vaterland sterben müssen. ***

DAS TABURETT

Es war an einem Sechseläuten. Ich war damals 9 Jahre alt. Schon über drei Stunden hatte ich in der glühenden Sonne am Straßenrand gestanden, um ja das herrliche Schauspiel des Sechseläutenumzuges genießen zu können. In der dritten Reihe hinter mir befand sich eine ältere Frau, die wohl deshalb, weil sie sehr klein war, ein Taburett mitgenommen hatte und auf dem sie übrigens auch saß, etwas, das mir lächerlich vorkam.

Schon ertönten von ferne die Klänge eines Musikkorps. Der herrliche Augenblick, wo der Zug sich nahte, war da. In diesem Moment stellte sich zu meinem Schrecken ein dicker Polizist unmittelbar vor mich hin. Meine schwachen Proteste machten ihm nicht im geringsten Eindruck. (Ich habe bemerkt, daß die Polizisten seither viel kinderfreundlicher geworden sind, als sie es in meiner Jugend waren; aber damals, als ich klein war, mußten sich die Kinder allgemein viele Brutalitäten von Erwachsenen gefallen lassen.) Nun stand ich hilflos hinter dem Koloß, und die Tränen rollten mir meine Wangen hinunter. Aber was geschah? Die kleine Frau reichte mir über die Köpfe der vor ihr Stehenden ihr Taburett hin. Nun konnte ich dem Polizisten über die Achseln sehen.

Der Vorfall rührte mich damals in keiner Weise. Ja ich vergaß vor Aufregung der guten Frau auch nur zu danken. Ich habe aber dieses Erlebnis nie vergessen, und es hat mitgeholfen, daß ich ein paarmal in meinem Leben versucht habe, auch meinerseits für meine Mitmenschen ein kleines Opfer zu bringen. ***

EINE VO EUSNE

Wenn irgendein Soldat mit seinem schweren Tornister am Rücken und dem Gewehr an der Schulter langsam durch die Bahnhofhalle geht, so rührt mich das immer zu Tränen. Ich fühle mich mit diesem Soldaten verbunden. « Es isch eine vo eusne. » Und ich spüre immer wieder, wie wunderschön es ist, Schweizerin zu sein. ***

REUE

Als ich letzthin meinen gewohnten Weg ins Geschäft ging, sah ich zwei kleine Knirpse des Wegs kommen. Als wir uns näher kamen, bemerkte ich, daß der eine bitterlich weinte. Die Tränen liefen ihm nur so die Backen hinunter, und es sah aus, als wollte er mit der ganzen Welt nichts mehr zu tun haben.

Einige Schritte hinter ihm trottete der andere Kleine daher, mit dick gefüllten Hosentaschen. Indem er versuchte, den andern einzuholen, sagte er mit flehender Stimme: « Ich will's jo ganz sicher nöme tue. Und wenn d' nöme brüolesch (weinen), chonsch vo mer alli Kastanie öber! »

Ob solch demütigem Herzchen war ich gerührt. ***

DIE LIEBE NACHBARIN

Unsere Hochzeitsreise hatte sich bis in den November hinein gezogen. Die Heimreise aus dem Süden in unsere naßkalte Region war unfreundlich. Zu Hause angekommen, eilte ich ins Parterre, wo wir den Schlüssel abgegeben hatten. Die ältere Frau empfing uns freundlich und wünschte uns zum Anfang Gottes Segen. Hungrig, müde und durchfroren stiegen wir zu unserer Wohnung hinauf. Als wir eintraten, war die Stube geheizt, der Tisch gedeckt und mit einem Kuchen geschmückt. Aus dem Ofen dufteten gebratene Äpfel, und bald trat die fremde Frau vom Parterre noch selber mit dem dampfenden Kaffeekrug zur Türe herein.

Daran und noch an manch andere Freundlichkeit habe ich gedacht, als man letzthin die Frau zu Grabe trug. ***

DAS GESCHENK

An einem heißen Sommertage läutete zaghaft die Flurglocke. Eine kleine, zarte Frau stand unter der Türe und bot aus ihrem Köfferli alle die wohlbekannten Dinge an, die den Hausfrauen oft an einem Tag in fünf- und sechsfacher Auflage von Hausierern angepriesen werden. Nachdem ihr Köfferchen um etwas leichter geworden war, fragte ich die Frau, ob sie nicht einen Zvieri möchte und führte sie in die Küche, wo ich hinter verdunkelten Läden mit Einkochen beschäftigt war. Glücklich, ihren Hunger und Durst stillen zu können, erzählte die Hausiererin von ihrem Tagewerk, von den Einnahmen, die es ihr hie und da auch erlaubten, ein Pfund Aprikosen einzukochen usw.; daß ihr gegenwärtig so viele Türen verschlossen blieben, suchte sie nachsichtig mit der Abwesenheit vieler Familien in den Ferien zu begründen . . .

Beim Abschiednehmen öffnete sie nochmals ihr Köfferli und bat mich, irgend etwas von ihrer Auswahl auszusuchen, als kleines Zeichen der Dankbarkeit für den dargebotenen Imbiß. Natürlich versuchte ich ihr dies auszureden. Wie konnte man von einem Menschenkind, das arm war wie eine Kirchenmaus, für einen selbstverständlichen, kleinen Liebesdienst etwas annehmen! Das Sträuben war umsonst, sie legte mir ein Bündchen Sicherheitsnadeln in die Hände. « Nehmen Sie das », sagte sie, « Sie haben mich glücklich gemacht », und verließ die Küche. Da mußte ich mir eine Träne abwischen.

In meinem Täschchen, wohlbehütet wie ein Talisman, liegt seither eine der von ihr geschenkten Nadeln, als Erinnerung an jenes Menschenkind, das mich ob seiner Größe überraschte und beschämte. ***

VOM SEGEN DER ARBEIT

Tränen flossen zwar nicht. Aber es würgte mich bedenklich im Hals, und zwar auch dann wieder, als ich nach einigen Stunden meinem Freund das Erlebnis erzählte:

Wir, eine Gruppe von Kaufleuten, waren anläßlich eines Kurses über graphisches Gewerbe in einen Großbetrieb der Branche zur Besichtigung eingeladen und wurden in Gruppen durch die verschiedenen Abteilungen geführt. Ein Großbetrieb mit mehreren hundert Arbeitern. Und nun geschah das Merkwürdige: Einige der Meister sprachen mit einer derart überzeugenden Wärme und Begeisterung von jedem Detail ihrer Arbeit, von den Klippen und Hindernissen und deren Überwindung, von dem Vielerlei ihres Berufes, das uns bisher verborgen war, daß mir die Tränen zuvorderst standen. Die Rede der Leute, die hier täglich ihrem Handwerk, ihrer Kunst, dienten, wirkte unmittelbarer und tiefer als manche Rede eines noch so berühmten Zeitgenossen. ***

DIE BEGEGNUNG

An einem Regentage schlenderte ich durch die Straßen von Paris. Ich genoß die verträumte Stimmung, welche ein besinnlicher Gang durch eine schöne Stadt an einem solchen Tage hervorbringen kann. Aus dem Grau des Spätnachmittages sah ich unversehens die Gestalt einer älteren, verwahrlosten Frau daherkommen. Einige Meter vor mir hielt sie plötzlich still. Auf dem Boden hatte sich eine kleine Wasserlache gesammelt, und darin schwamm ein schöner roter Lippenstift. Ein seliges Lächeln ging über das Gesicht der Frau, sie bückte sich danach, mit stummer Gebärde zeigte sie mir die kleine Kostbarkeit in ihrer Handhöhle. So schnell sie noch vermochte, eilte sie auf das Trottoir zu einer Fensterscheibe hin, die ihr als Spiegel diente, und bemalte hastig ihre welken Lippen. Wie gebannt mußte ich ihr zusehen. Glücklich leuchteten ihre Augen aus dem nun fahler scheinenden Gesichte. Nur die Züge um den grotesk bemalten Mund erzählten ihr erlittenes Leid in ergreifender Sprache. Sie aber beschaute sich wie in Ekstase. Eine Hand auf dem Herzen, stand sie ganz in sich versunken da und begrüßte das zurückgekehrte Antlitz ihrer Jugend wieder.

***

SCHWEIZERDEUTSCH IM MILITÄR

Seit über 10 Jahren sind wir dafür eingetreten, daß bei uns im Militärdienst in vermehrtem Maße bei der Befehlsausgabe, bei Orientierungen usw. Schweizerdeutsch gesprochen werde. Die Forderung wurde scharf bekämpft, scheint nun aber doch durchzudringen. So wurden bei den kürzlich abgehaltenen Manövern der 3. Division diesmal von einigen Kommandanten die Orientierungen, Befehle und Weisungen nicht in gehacktem Hochdeutsch, sondern in Berndeutsch erteilt – was sich in jeder Beziehung vorteilhaft auswirkte. An einer für die Journalisten veranstalteten Manöverfahrt machte Oberstdivisionär Jahn ausdrücklich auf die großen Vorteile der Mundart aufmerksam, indem er etwa folgendes sagte: Die Tatsache, daß unsere Soldaten viel besser Mundart verstehen als das oftmals viel zu gewundene Schriftdeutsch, ist unbestreitbar. Ein anderer riesiger Vorteil: Im Kriegsfall könnte sie der Feind nie und nimmer verstehen, ob nun ein Angreifer aus dem Osten, dem Norden, dem Westen oder dem Süden bei uns einbrechen würde. Telephon oder Funk könnten deshalb in vielen Fällen im Klartext in Mundart durchgegeben werden – der Gegner versteht es nicht, und es wird dadurch viel Zeit gewonnen und manche Fehlerquelle ausgemerzt. Allerdings muß auch die Befehlsausgabe in Mundart gelernt sein. Sie darf nichts von ihrer militärischen Knappheit einbüßen – dies muß also geübt werden. Es ist aber durchaus möglich, mit etwas Selbstdisziplin vom Kader zu erreichen, daß es auch in seinen mundartlichen Befehlen klar und knapp bleibt. Handelt es sich um gemischte Truppen aus verschiedenen Landesgegenden, so muß zwangsläufig zum Schriftdeutschen zurückgekehrt werden.

Ländlicher Maskenverleih
Photo: M. A. Wyß